13. Dezember 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 287

In freier Stunde

Robinson kehrt heim

Ein Roman zwischen Gestern und Morgen von Hans Heyck

(7. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Was tun? Helfen?? Nein, warten! Warten und schweigen und herankommen lassen. Der Wilde will ja gar keine Hilfe; er gewährt sie nur! Wenn er überhaupt jemals auf Menschen gewartet hat, so hat er sich solches Warten längst abgewöhnt, und die Menschen erst recht. Schau an, wie er dahinrast, dieser Gemsbock! Er kennt nur noch sein eigenes Gangmaß; er ist schon wieder weit voraus.

Folkert wendet sich gegen den nachschnaufenden Tim herum: „Sag gefälligst du zu Wülfing, du Holzkopf! Wir sind hier nicht auf dem Jungfernstieg, und Appell mit gutem Rock und Schnürschuhen ist hier auch keiner! Wir müssen den Mann wieder an Kameradschaft gewöhnen, hast mich verstanden? Und darum sag ich dir gleich noch was: quassel nicht immer albernes Zeugs, sondern red nur das Wichtige! Hier is das nich so, als wenn du zu Haus mit den Deerns rumkalberst: die können gar nich genug dummen Schnickschnacks zu hören kriegen. Für den da droben aber ist jedes Wort, was wir sagen, wie eine Handgranate, die von drüben aus dem Graben kommt: da wird er aus der Deckung so bald nicht herausgehen! Hast mich verstanden, du Undiert??"

„Das soll ich wohl verstehen; du redst ja wie ein Pastor!" sagt Tim betreten. Noch nie hat er eine so lange Rede von Folkert zu hören bekommen. Jetzt ist der also auch schon feierlich geworden, — tiefsinnig, hintersinnig. Ach, verrückt, verrückt! Wenn das so weitergeht —!?

Inzwischen sind sie merklich höher gekommen. Das Bachtal hat sich gegabelt: rechts und links vom ragenden Felsklotz des „Apostels" ziehen sich enge Bergtälchen zu den Berghängen hinauf. Die Männer sind dem linken Tälchen gefolgt; sie überschreiten den flachen Bach, sie streben zum grünen Wiesensattel empor, der sich vom Fuß des Apostels nach Süden hinüberschwingt, und sie sehen jetzt schon ganz greifbar die Schafe auf der hohen Alm gehen: zehn Stück mögen es sein. — richtige Friesländer, wie sie daheim auf den Halligen weiden.

Nun taucht auch das Steinhaus des Robinson auf: oben unterm grünen Sattel liegt es und duckt sich in den Windschutz eines breiten Felsriegels, der stark überhängend ihm als Rückwand dient. Tür und Fenster gehen nach Osten hinaus, mit dem Blick auf die Quest-Bucht, auf die Morgensonne. Im Zickzack führt der Pfad durch niedriges Gebüsch und grasige Hänge hinauf.

Pustend kommen die Freunde endlich oben an; sie mögen dreihundert Meter gestiegen sein. — Hier ist gleich eine andere Luft: nicht so feuchtwarm wie unten am Strand; frischer, freier, leichter atmet es sich auf der Höhe. Folkert wendet sich zurück und steht ergriffen: überm grünen Ausschnitt des Tals, überm weißen Streifen des Strandes, rechts und links begrenzt von den harten schrofigen Bergstürzen, steigt die hellgrüne, die fern verblauende See machtvoll zur großen Höhe des Himmelsrandes auf, und Sonnensilber glitzert weit über sie hin!

Folkert hat das Meer noch nie von einem erhabenen Standpunkt aus erblickt; nun reißt ihn das göttliche Bild zu schweigender Bewunderung hin.

„Wo ist denn unser ‚Skudd 4' geblieben?" fragt Tim. „Hat's den verschluckt?"

„Hinter dem rechten Berghang: kannst dir doch denken! Oder hast du vielleicht vom Schiff aus das Haus hier gesehen??" Folkerten wird plötzlich bewußt, daß er die Norweger schon ganz vergessen gehabt hat, und diese seine Undankbarkeit wurmt ihn.

Zögernd gehen sie die letzten Schritte zum Haus hinauf. Wülfing erwartet sie vor der Tür; sein Glitzerblick herrscht die beiden gebieterisch an. — Ein festes, gutes Haus, gewiß! Zwar nur niedrig, nur mit Wellblech und Grassoden gedeckt, aber aus Felsstücken aufgebaut, sauber gefugt und sogar vermörtelt! Ein Glasfenster, wohl fertig mitgebracht, eine gebeizte Brettertür, eine Dachrinne mit einem Faß darunter, eine Bank neben der Tür, und hinter der Bank ein großes Schaffell breit an die Hauswand genagelt — — alles recht anheimelnd.

Jetzt könnte Wülfing eigentlich etwas sagen, denkt Tim. Das gehört sich doch wohl so!

Der Wilde aber greift nach einer ledernen Peitsche, die außen am Türstock hängt, und führt mit ihr drei gewaltige Schläge gegen das Schaffell, die in der dicken Wolle dumpf ersticken. Dann reicht er Folkert die Peitsche und ruft drohend:

„Wer dieses Hauses
Schwelle beschreitet:
Rache schwör er dem Rammer'
Unrast sage
Unholde Geister,
Die meiner Thule
Blüte gebrochen!
Schwört!!"

Folkert beugt sich stumm: er führt drei wuchtige Schläge gegen das Fell und reichte die Peitsche an Tim.

Der zögert. Was soll das nun wieder??

„Schwört!!“ ruft der Fürchterliche.

Hier schwört man mit Schlägen, denkt Tim, und ihm wird kalt. Folgsam schwingt er die Peitsche nach dem Vorbild der andern; der Hausherr nimmt sie ihm flammenden Blicks aus der Hand und hängt sie wieder an die Tür.

Dann überschreiten sie die Schwelle.

Ein niedriges, aber geräumiges Gemach, mit wenigen Blicken zu überschauen: einige Schaffelle auf dem harten Lehmboden; die Wände lehmverputzt, mit bunten Decken bespannt; an der Rückwand rußig ein steinerner Kamin mit Hängekessel darüber; unter der Decke ein blecherner Rauchfang. Links hinten in der Ecke der festgerammte Tisch mit einer Wandbank dahinter; darüber ein Bord mit Büchern, eine Laute, drei Bilder unter Glas. Vorne links unterm Fenster zwei Klappkisten, mit Lammfellen bedeckt; an der Kaminwand schließlich Kochgeschirre, Küchengeräte, säuberlich aufgehängt. Rechts neben dem Kamin ein großer Strohsack, mit gefalteten Wolldecken darauf. Zwei Feldstühlchen. Dies und das: lauter nötigster Hausrat, alles in Ordnung, alles schon recht schäbig geworden —

So also haust der Robinson.

„Seid uns willkommen und nehmt Platz an unserm Herd!“ stößt der Hausherr hervor; er zeigt dabei auf die beiden Kisten mit den Lammfellen.

Folkert hockt sich auf die Kiste; Tim aber ist noch nicht so weit. Es befindet sich nämlich noch ein zweiter, kleinerer Wohnraum hierneben auf der rechten Seite, mit einem Fensterchen, das auf den riesigen Felsklotz des Apostels hinausschaut. Eine schmale Oeffnung ohne Tür führt vom Hauptraum dort hinein; Tim hat beim Eintritt sofort hinübergespäht und darin ein Frauenkleid hängen sehen — ein Beiderwandkleid aus dunklem Miederstoff und leuchtend bunt gestreiftem Rock, in jenen römischen Farbtönungen gemustert, wie sie nach dem Krieg die Wandervogelmädchen gerne trugen.

Nicht als ob Tim sich etwa auf derlei Besonderheiten eines Frauenkleides verstünde, o nein! Aber das Kleid als solches hat seine Neugier geweckt. Und außerdem will er das Räumchen besichtigen; dazu ist er doch hier, und es gehört dazu, nicht wahr?

Ehe Tim jedoch die schmale Türöffnung erreicht hat, ist der Hausherr in einem einzigen wilden Satz an ihm vorbeigesprungen, hat den Neugierigen mit einem Stoß seiner Eisenschulter an die Wand geschleudert und stellt sich nun in den Durchgang. — breitbeinig, die Fäuste oben in die Winkel des Türrahmens gestemmt: so steht er wie ein russischer Kruzifixus und ruft drohend:

„Wehe jedem, der meiner Frau Gemach betritt!!“

Folkerts Herz quillt heiß empor. Sie lebt also noch! denkt er. Sie ist wahnsinnig oder hoffnungslos krank —!

Gelassen löst sich der Hausherr aus dem Durchgang und patscht auf den nackten Sohlen zur Wandbank; dort läßt er sich wortlos nieder.

Tim humpelt zu seiner Sitzkiste. „Gemütlich habt ihr's hier!“ meint er und äugelt angeregt herum. Einer muß schließlich was sagen.

Der Wilde schweigt und glüht.

Auch Folkert sitzt stumm. Was wird das bloß werden, um Himmels willen, denkt er. — Tim findet Zigaretten in der Tasche: „Rauchst du, Wülfing?“ Er reicht das Schächtelchen hinüber; doch das Gestrüpp schaut nicht einmal hin auf die Genüsse, die das alte Europa ihm entgegenreckt.

Nun schweigen sie alle drei. Nur das selbstgenügsame Ticken von Tims Armbanduhr wispert durch den Raum, und das Geräusche der Brandung zerrt dumpf an der Stille.

Ueber Wülfings weißblondem Haarschopf hängt an der Wand ein Bild; bei ihm sucht Folkerts Blick Zuflucht: ein abendlicher See, über den ein breites Boot gleitet, ein Fährboot wohl; denn es hat ein Rudel Schafe an Bord. Einige Tiere lassen die müden Köpfe aufs Wasser niederhängen; der Schäfer rudert. Vorn im Boot drückt die Mutter ihr Kindchen an die Brust. — Seltsame Bügel sind über das Boot gespannt, wie über Zigeunerwagen. Fern hinterm flachen Seeufer geht strahlend die Sonne unter.

Welch ein Friede atmet aus dem Bild! So geht die Sonne auch daheim zuweilen unter, über den Halligen —

Endlich öffnet der Wilde den umbuschten Mund: „Da uns des Hauses Herrin das Mahl nicht rüsten kann, so müssen wir es selber besorgen. Folget mir!“

Beim Hinausgehen wirft Tim rasch einige Blicke in das verbotene Gemach; außer dem Kleid erspäht er einen Spiegel an der Wand, ein Nähkörbchen auf einem Brett, ein wollenes Kindermützchen an einem Nagel, und auf einem Klappstuhl ein Bündel weißer Wäsche. Wenn man doch nur in den inneren Winkel, links vom Eingang, hineinschauen könnte —!

Der Keller ist seitlich neben dem Haus, halb unter der Erde, in eine Höhlung am Felsen eingebaut. Der Ledermensch öffnet eine Luke, steigt hinunter und reicht heraus: einen Krug mit Schafmilch, einen Korb Kartoffeln, ein großes Stück geräucherten Fleisches, einen Napf mit weißem Fett. Hoffentlich kein Robbentran, denkt Tim und schnüffelt mißtrauisch in den Napf hinein; doch es riecht gut nach gebutterter Schafsahne. — Zum Ueberfluß gibt der Keller noch einige gewaltige Eier ans Tageslicht; grünliche Eier mit braunen Flecken, von Pinguinen, stellt Folkert fest.

Verhungern kann man hier jedenfalls nicht.

Sie schleppen die Lebensmittel ins Haus; Tim bekommt einen Eimer in die Hand gedrückt und wird zur nahen Quelle geschickt. Während er draußen ist, sagt Folkert: „Er schwätzt gern, der gute Tim. Trag's ihm nicht nach, Harro!“

„Harro, mein Harro — wie lange ist das her —“ sagt der Inselmensch versonnen. „Und gar, daß einer s c h w ä t z t e, — noch viel länger! Woher nur weiß ich noch, was schwätzen heißt?? Wenn ich dies Wort nicht hin und wieder fände in meinen Büchern, hätt ich's lang vergessen! Da les' ich auch vom Brontosaurus wohl, den niemals ich gekannt. Ist's mit dem Schwätzen — viel anders mir gegangen??“

Verse, immer Verse, denkt Folkert. Und doch, diesmal sprechen die Verse zu i h m, von Angesicht zu Angesicht: es steckt so etwas wie A n t w o r t in ihnen, — endlich eine Antwort!

Tim kommt mit dem Wasser und macht sich ans Kartoffelschälen: „Genau wie bei den Küchenbullen anno 14! — Uebr'gens prima Knollen baust du hier, Wülfing! Ich will nicht sagen, daß du die dicksten Kartoffeln hast; denn das wär'ne Beleidigung, nich' —?“

Der Robinson wirft trockenes Holz auf die Glut und säuselt mit dem Blasbalg eine helle Flamme aus der Asche empor. Der hochbeinige Rost wird übers Feuer gerückt; die große Pfanne wird draufgestellt und mit knallendem Fett gefüllt. Die rohen Kartoffeln, zu Stäbchen zerschnitten, prasseln ins Fett; sobald sie braun geröstet sind, werden drei von den großen Eiern darüber geklackt, und das zischende Gemengsel wird verrührt; dann wird das Stück Rauchfleisch hineingeschnipselt.

(Fortsetzung folgt)

Lutz sattelt um

Erzählung von J. Cl. Lohr.

Schritt für Schritt stieg Lutz das Treppenhaus des Pfandverleihers hinunter. Die Hand in der Rocktasche ließ aus Gewohnheit die paar Silberstücke durch die Finger laufen. Widerstreitende Gefühle bekämpften sich augenblicklich in Lutzens Brust. Frau Klumke wartete daheim auf ihr Mietgeld, sein Magen knurrte unmißverständlich die alte Melodie. Nur einmal wieder ein ordentliches Mittagessen . . . Ein Glück, daß es einen Sonntag und eine SA gab. Da konnte man sich einmal in der Woche satt essen. Leider war heute erst Dienstag . . .

Achselzuckend lenkte Lutz seine Schritte heim. Ein Dach über dem Kopf war schließlich wichtiger als Fleisch und Gemüse. Die Nickel langten für Brot und Tee.

Lutz stand im siebenten Semester der Medizin. Das Physikum hatte er geschafft. Immerhin . . . man konnte sich ausrechnen, wie lange der Zauber noch dauerte, bis man auf eigenen Füßen stand. Am liebsten möchte Lutz den ganzen Krempel in die Ecke werfen. Wozu war schließlich der Arbeitsdienst geschaffen worden und all die anderen Lager und Schulen? Früher, da wußte man nicht, wohin mit den Jungen, aber heute . . . Warum dies ewige Warten und Ochsen, die Mahnungen des ungeduldigen Vaters und der lächerliche Monatswechsel? Stundengeben — natürlich. Aber wer läßt heute noch Stunden geben? In den letzten Ferien hatte Lutz in einem Kupferwerk geschuftet. Verdammt schwere Arbeit war das gewesen. Immerhin hatte das Ersparte für eine kleine Weile gereicht.

In einem Brief an den Vater hatte Lutz so obenhin etwas vom Arbeitsdienst erwähnt. Prompt war eine grobe Antwort gekommen. Ob er sich deshalb das Geld vom Munde abgespart habe, daß der Herr Sohn jetzt mit Schippe und Hacke . . . ob das seine ganze Dankbarkeit sei . . .

Für Lutzens Vater war als drittem Sohn auf dem Hof kein Platz mehr gewesen. Mit bäuerlicher Verbissenheit hatte er sich dann in der Stadt zum kleinen Beamten hochgearbeitet und besaß jetzt nur den Wunsch, im Schatten des Sohnes zu glänzen.

Lutz, in einem anderen Jahrhundert aufgewachsen, vom Sinn der neuen Zeit erfüllt, konnte den Vater nicht mehr verstehen. Lutz hatte praktisch rechnen gelernt. Er wußte, daß es noch Jahre dauern würde, bis er in irgend einer Klinik sein erstes Geld verdiente. Nie konnte es zu einer eigenen Praxiss reichen. Ewig Assistenzarzt . . . auch einmal erster . . .

Ein belämmertes Dasein. Von der Gegenwart gar nicht zu reden. Mußte man denn gerade Arzt werden? Liefen nicht schon genug herum? Am liebsten möchte man den ganzen Krempel in die Ecke werfen.

Hatte es wirklich nicht mehr Sinn, Schlosser oder Dreher oder Bauer zu sein? Kerle, was erzählten die doch alles im Sturm! Verdienten gleich nach der Lehre Geld, waren begeistert, wenn eine neue Erfindung gelang oder eine neue Maschine aufgestellt wurde . . .

Lutz für seinen Teil hatte den Zauber satt. Mochte der Vater wettern. Bloß keinen Tag länger auf seinem Geldbeutel liegen! Kurzerhand sagte Lutz Frau Klumke Ade und ging in den Arbeitsdienst.

*

Unsanft wird Lutz geweckt. Die Decke ist einfach weggezogen. Lutz reibt sich die Augen aus, springt von seinem Bett herunter und steht mitten drin.

Eins . . . zwei . . . drei . . . wird abgezählt. Augen geradeaus . . . die Fahne steigt. Hell leuchten die Augen. Mit geschultertem Spaten geht's zum Lager hinaus. Mit Gesang und festem Tritt. Lutz mitten drin. Bis zum Mittag karrt er Erde und Schlamm, drückt mit an der Lore, schaufelt und gräbt, daß ihm die Rippen krachen.

Mit Gesang und eine Winzigkeit schneller gehts ins Lager zurück. Mit Hurra und Gebrüll in die Küche. Lutz immer mitten drin. Hei, wie das schmeckt, wie im Leben nicht. Der Sport und der weltanschauliche Unterricht am Nachmittag machen Lutz keine Mühe, das kennt er vom SA-Dienst her.

Wochen vergehen. Es ist Erntezeit. Die älteren Kameraden gehen als Helfer zu den Bauern. Lutz und Jochem, sein Kamerad, stampfen über den Ackerrain.

Hein, der Großknecht, steht breitspurig in der Stalltür. Grinst die beiden Burschen nicht gerade einladend an. Hein hat seine Mucken. Schon fünfzehn Jahre beim Raihofbauern, sieht er fremde Mannsleut nicht gern auf dem Hof. Wegen Moni, der Tochter vom Herrn.

Allerdings ist da noch ein Haken. Nämlich Moni, die will nicht. Warum, weiß eigentlich kein Mensch. Nicht einmal sie selber. Sie mag den Hein ganz einfach nicht. Daran muß der Bursche denken, wenn er die beiden so sieht. Und er lacht natürlich. Wenn sie mich schon nicht will, dann euch arme Luders schon lange nicht, meint der dumme Hein. „Ihr sucht wohl Arbeit?" ruft er ihnen noch spöttisch nach, als sie ins Haus gehen.

*

In der Stube sitzen der Bauer, die Bäuerin und Moni bei der Morgensuppe. Eine irdene Schüssel mit Milch und Brotschnitten steht auf dem Tisch, und im Takt, wie beim Dreschen, fahren die Löffel in die Suppe. „Eßt nur gleich mit!" fordert der Bauer auf. Sie zieren sich nicht lange. Schweigend fügen sie sich in den Eßgang ein. Moni blinzelt über den Löffel weg einmal nach links, zu Jochem, einmal zu Lutz. Sie gefallen ihr beide. „Was bist du denn?" fragt der Bauer zwischen zwei Löffeln den Jochem. — „Ich," Jochem sagt es schwer und bedächtig, „ich bin Bauernsohn aus dem Westfälischen." Der Bauer fragt nicht gleich weiter. Er freut sich erst einmal, daß Jochem Bauer ist. „Und du?" nickt er mit dem Kopf zu Lutz. — „Bauernsohn," meint Lutz und überspringt die letzte Generation. Ein schwaches Rot kommt dabei auf seine Backen. Der Bauer nickt zufrieden und merkt es nicht. Nur Monikas Augen sind eine Sekunde lang an Lutz hängen geblieben. Dann geht alles an die Arbeit.

*

Vier Wochen sind vergangen. Lutz wurde Bauer wie Jochem und Hein. Wieder ist eine Fuhre geladen. Die Sonne steht hoch, es ist Mittag. Moni bringt die Brotzeit. Für alle das gleiche, Speck und Brot. Alle legen sich in den Schatten. Bald kommt dabei eine lustige Schäkeri in Gang. Moni sitzt zwischen Jochem und Lutz. Finster verfolgt Hein jede Bewegung. Berühren durch Zufall und Ungeschick Lutzens Hände die Monis, so überfliegt eine helle Röte ihre braunen Gesichter. Sie wagen nicht mehr aufzusehen. Den ganzen Tag gehen sie einander aus dem Wege.

Einmal nimmt Hein Lutzen beiseite. „Hör du," grollt es aus seiner Kehle, „laß da die Finger davon! Für Zugereiste ist die Moni nicht zu haben. Zum Spielzeug such dir eine andere. Im Dorf dreht sich keiner mehr nach ihr um. Nimm dich in acht!" Eine lange Rede des Hein, die längste in seinem Leben.

Nachdenklich löffelt Lutz seine Suppe am Abend. Ganz still drückt er sich aus dem Hause. Auch Jochem ist angesteckt. Mundfaul und fad. Moni spürt wohl, daß etwas vorgefallen sein muß. Sie versucht zwar, den Jochem auszuhören, aber umsonst.

Moni wirft einen wollenen Schal um die Schultern und geht verstohlen. Den Rain entlang, an den Haselnußstöcken vorbei. Ihre Augen wandern über den Busch in das Feld. Die Sonne ist weg, nur ein leiser Schimmer steht noch am Himmel. Sie kommt an den Pappeln vorbei, wo sie schon oft Brotzeit machten. Sie fände den Weg auch ohne die Sterne.

Ihr Herz schlägt wach und aufgeregt. Schon von der Höhe aus sieht sie Lutz im Grase liegen. Die Arme unter dem Kopf verschränkt, starrt er nach oben.

Ohne viel Worte schmiegt Moni sich an ihn. Ihr Herz schlägt so laut, daß Lutz es hören muß. Ungezählt verrinnen die Stunden. Kein Wort stört das nächtliche Zwiegespräch. Sie verstehen sich ohne das Mittel der Sprache. Als müßte es so sein, erhebt sich Lutz, nimmt Monis Kopf in die Hände und küßt ihren Mund. Moni hält still, Moni hat den Himmel gesehen. Wortlos wandern sie durch die Nacht. Sie drücken sich die Hände und gehen ins Haus. Jedes auf seine Stube.

*

Die letzte Fuhre wird geladen. Lutz und Jochem spießen Garbe um Garbe. Moni nimmt ab und reiht die Garben . . . Plötzlich ein Ruck, die Pferde rasen besessen auf dem ausgefahrenen Wege davon. Moni schlägt mit dem Kopf an die Planken. Machtlos läuft Hein mit den Zügeln in den Händen nebenher. Er hat die Gewalt über die Tiere verloren. Ein Klumpen Hornissen hatte die Tiere zum Rasen gebracht.

Lutz ist starr, aber nur für eine Sekunde, dann stürzt er dem Wagen nach, rennt an Hein vorbei und fällt den Pferden in die Trensen. Der Wagen steht. Behutsam heben er und Hein das Mädchen vom Wagen und betten sie auf die kühlende Wiese. Lutz streicht ihr mit zitternder Hand über die Stirne. Moni öffnet die Augen und lächelt still für sich hin.

Hein steht mäuschenstill daneben. Noch ganz außer Atem, den Schreck noch in den Knochen. Als Lutz sich erhebt, streckt der Großknecht ihm die schwielige Hand hin. „Das hätte ich dir

nicht zugetraut, Lutz," ist alles, was Hein zu sagen hat. Und doch viel. Es heißt: du hast gewonnen, und ich habe verspielt. Neidlos tritt er zurück.

Die Ernte ist vorbei, Lutz und Jochem kehren ins Lager zurück. Lutz dient noch seine Zeit. Dann sagt er allen Ade. Und schließlich kommt die Hochzeit mit Moni. Das ganze Lager feiert mit. Die Kameraden stehen mit gekreuztem Spaten Spalier.

Büchertisch

Schneller Fuß und Pfeilmädchen. Von Fritz Steuben. 128 S. 8° mit vielen Textbildern und einer vielseitigen Einschalttafel. In Halbleinen RM 2.80. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Fritz Steuben, allen Jungen bekannt durch die Reihe seiner Indianerbücher vom Fliegenden Pfeil bis zum Strahlenden Stern, hat ein neues Buch geschrieben. Dieses Buch aber ist anders als seine bisherigen. Ein Indianerdorf ist auch diesmal der Schauplatz der Geschichte. Hier kurz die Fabel:

Jasper und Lene, zwölfjährige Zwillinge, Kinder deutscher Ansiedler, geraten in die Gefangenschaft der Indianer. Wie es ihnen dabei geht, das alles erzählt dieser strahlendste, lebendigste aller Steuben-Bände: Eine Lausbubenbande im Indianerdorf, bereit zu allen Streichen, zu tollen Spielen und fanatisch durchgeführten, ganz sportlich anmutenden Wettkämpfen, gerät in eine tragische Verstrickung, und was erst Spiel und Spaß war, bewährt sich als echte Freundschaft in einem schweren Schicksal.

Eine Geschichte aus der Zeit, als Tecumseh zwölf Jahre alt war!

Das hat es noch nicht gegeben: Indianergeschichten, in denen die Helden Zwölfjährige sind! Daß Fritz Steuben es wagen kann, eine solche Geschichte zu schreiben, zeigt am besten, wie er die Indianer kennt. Und unsere Jungen (und viele Mädchen) werden sich gerade an diesem Buch begeistern.

Das Buch erscheint in der neuen Reihe von Franckh's billigen Jugendbüchern.

Ein glücklicher Griff ins Märchenland ist die Weihnachtsgabe, die der Dichter und Maler Eduard Koelwel unserer jungen Welt darbietet. Zwei ganz reizend ausgestattete Märchenbücher — geschildert und bebildert von ihm — sind soeben im Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig erschienen: „Zaubrer, Zwerge, Zwiebelkinder" und „Wald-Wasser-Wichtelmärchen"! Das sind schlichte, echt deutsche Haus- und Volksmärchen, so recht geeignet zum Vorlesen in der Familienstube. Mit offenem Mäulchen und glänzenden Augen hören die Kinder zu, und in alten Herzen regt sich die Freude wieder an dem lang verklungenen, nun so quicklebendig wirkenden Märchenton. Wie Peter das Ungeheuer erledigt, die Geschichte vom Glasmännchen, der Weg ins Zauberreich, die Abenteuer der Fee Hadari, von Klein-Ilschen beim König der Fische, die allerliebste Erzählung vom ungehorsamen Heinzelmännchen werden von diesem Weihnachtswinter an viele deutsche Kinder in ihr junges Leben begleiten. Und noch lange wird diesen Märchendichtungen und den hübschen Bildern, auch den großen farbigen Kunstbeilagen, dankbare Erinnerung bewahrt bleiben.

Hilaire Belloc: Oliver Cromwell. Ein Mann seiner Zeit. 344 Seiten mit 12 Karten. Gebunden Fr. 7.50, M. 6.20. Verlag Benzinger & Co., Einsiedeln/Köln.

Unter den berühmten Verfassern von Lebensbildern nimmt Hilaire Belloc eine Stellung ein, die ihn von allen andern abhebt und über die meisten emporhebt. Ihn ziehen die umstrittenen Großen der Weltgeschichte am stärksten an. So ist es nicht verwunderlich, daß gerade Oliver Cromwell sein Interesse erweckte, daß er in gründlichen Studien zu ihm und seiner Zeit vordrang, daß er die Legenden zerstörte, die diesen Mächtigen einer unerhört bewegten Epoche freundlich und feindlich umgaben, und daß er dabei die Epoche selbst in ihren politischen, sozialen, religiösen und wirtschaftlichen Erschütterungen und Bewegungen lebendig erfaßte. Die meisterhafte Biographie eines Mannes, der als Lebender und als Toter von Haß und Liebe umringt, von Ruhm und Verkleinerung gesucht worden ist, liegt in Hilaire Bellocs Buch vor uns. Cromwell, der geniale Reiterführer, der Puritaner, der Parlamentarier, der Irenschreck, der Königsfeind und Diktator, und nicht zuletzt Cromwell, der Sohn seiner Zeit, und Cromwell, der Mensch, stehen vor uns auf: in einem großen, vielseitigen Gemälde, auf dem die trügerisch-hellen Farben des Erfolges, geheimnisvoll verbunden, neben den tragischen Schatten stehen, die das Bild jedes Mächtigen beirühren.

Die Junge Reihe

Herausgegeben von Horst Wiemer.

Stärker als jemals ist heute in der jungen Generation der Wille wach, tiefer in die lebendigen Werte deutschen Geistes einzudringen. Aber oft tragen die Kameraden aus der Fülle des Schrifttums nur mühsam das zusammen, was sie ihren Einheiten vermitteln wollen, denn Zeit, Gelegenheit und Geld sind knapp, um überall selbst prüfend auszuwählen. Ihnen will die „Junge Reihe", deren Herausgeber mit in ihren Reihen arbeitet, das Rüstzeug bringen, das sie bei Fest und Feier, Heimabend und Schulung, Fahrt und Lager und zur eigenen Besinnung brauchen können: Sprüche, Gedichte, Lieder und Spiele, weltanschauliche Schriften, ernste Erzählungen und heitere Geschichten, ausgewählt aus dem Erbe großer Dichter und Denker und dem Schaffen der lebenden Künstler unserer Zeit.

Paul Alverdes: „Das Winterlager." Ein Spiel.

In kurzen, wirkungsvollen, mit den einfachsten Mitteln darstellbaren Szenen hat Paul Alverdes, der Dichter der deutschen Jugend, das Fahrtenerlebnis einer Hitler-Jugend-Schar in den oberbayerischen Bergen gestaltet und damit ein in seiner natürlichen Frische prächtiges Spiel geschaffen, das vom Wollen der jungen Generation zeugt und sich leidenschaftlich zum Glauben der neuen soldatischen Mannschaft bekennt.

Wolf Justin Hartmann: „Der Schlangenring." Drei Erzählungen.

Der Dichter des Buches „Fäuste, Hirne, Herzen" gibt in diesen drei Erzählungen ein wirklichkeitstreues Bild von den Schrecknissen des Krieges, der die Welt von Grund auf verwandelte und ein neues Menschentum erzog und zur Macht führte. Vom Geiste wahrer Männlichkeit und Kameradschaft handeln diese ausgezeichnet erzählten Geschichten, die wert sind, der neuen Jugend bekannt zu werden, weil in ihnen das Heldentum unserer Nation spürbar lebendig ist.

„Kampfgedichte der Zeitenwende." Eine Sammlung aus deutscher Dichtung seit Nietzsche.

Die Sammlung von Rufen und Liedern aus der neuen deutschen Lyrik ist eines der stärksten Zeugnisse volkhafter Dichtung, die einst den Kampf aufnahm und ihn heute zu Ende führt. Unbeirrbarer Glaube an die deutsche Zukunft, an Aufstieg und Größe der Nation spricht aus diesen Gesängen, die bestes Gut sind für jede im Zeichen dieses Kampfes stehende Fest- und Feierstunde der neuen Jugend.

„Ich dien'." Des jungen Deutschen Tagebuch. 366 Sprüche, gesammelt von Wilhelm Stiehler und Horst Wiemer.

Vom Geist der Verpflichtung, der die heutige Jugend wieder beseelt und Inhalt ihres Denkens und Handelns ist, zeugt dieses Tagebuch, das eine Fülle unvergeßlicher und unvergänglicher Aussprüche großer Deutscher enthält. Ergänzt durch deren Geburts- und Sterbedaten und die wichtigsten Gedenktage der neueren deutschen Geschichte ist es vorzüglich geeignet, den Jungen zur Nacheiferung zu dienen und zum Ansporn für zukünftige große Taten.

„Sie werden auferstehen." Ein Gedenken für die Gefallenen des Weltkrieges.

Dem Gedächtnis der Toten des Krieges ist diese Sammlung aus Dichtung, Briefen, Liedern und Berichten gewidmet. Sie ist ein Denkmal der Treue, die sich im Opfer vollendete, ein Vorbild tapferer Pflichterfüllung für die heranwachsende Generation, eine unauslöschliche Mahnung an sie, dem Beispiel dieser Toten zu folgen und alles, selbst das Leben, freiwillig hinzugeben, wenn Ehre und Freiheit des Vaterlandes es fordern.

„Von tapferen Frauen." Zeugnisse deutscher Geschichte, ausgewählt von Trude Geißler.

In diesem Büchlein wird an Hand ausgewählter Erzählungen, Berichten und Gedichten der Tapferkeit bekannter und unbekannter deutscher Frauen gedacht, die handelnd und duldend zu allen Zeiten inmitten großer geschichtlicher Ereignisse standen: eine Sammlung, die die deutschen Mädel erinnern will an die Größe echten Frauentums, damit sie daraus Kraft und Glauben schöpfen für ihr eigenes Tun und Handeln.

„Die Bäuerin." Bilder aus den Werken deutscher Erzähler, ausgewählt von Gertrud Grote.

Das Leben der Bäuerin, ihre Eigenarten, Sitten und Gebräuche, die seit längst verklungenen Zeiten bis auf den heutigen Tag noch lebendig sind in ihrem täglichen Schaffen und in ihren Feierstunden, ersteht in diesen prächtigen Schilderungen, die den Werken unserer bedeutendsten Dichter u. a. Hans Grimms, Ludwig Thomas und Lena Christs entnommen, jedem jungen Mädel zum Vorbild und zur Freude gereichen.

Jedes Bändchen kartoniert 50 Pfennig. Verlag Albert Langen—Georg Müller, München.